

Friede: Zur schwierigen Geschichte eines kulturellen Schlüsselbegriffs

Die Idee des Friedens ist so alt wie das menschliche Wissen um Gesellschaft. So einsichtig es sein mag, dass die Frage nach der Eindämmung und Lenkung von Gewalt überall da virulent wird, wo sich menschliche Gemeinschaften über das Niveau von Kleinstverbänden hinaus bewegen, so unterschiedlich ist die Deutung von dem, was wir heute als Frieden bezeichnen.

Friede als Synonym für Natur

Der energetische Friedensbegriff archaischer Gemeinschaften war und ist überall von der Angebundenheit an eine als „Große Mutter“ erlebte und verehrte Natur geprägt. Die Menschen nehmen in dieser Phase ihre eigene Nahrung durch „Mutter Natur“ als Frieden wahr. Daher sind in solchen Kulturen die durchwegs weiblichen Gottheiten des Friedens und der Fruchtbarkeit identisch.

Das Wachsen von Gesellschaften, die Ausbildung komplexerer Strukturen sowie die Differenzierung zwischen Garten- und Ackerbau bewirkten die Aufwertung der männlichen Pendanten zu den weiblichen Fruchtbarkeits- und Friedensgöttinnen. Friedens- und Fruchtbarkeitsrituale, die sich auf männliche Gottheiten beziehen, leiten sich fast immer aus der Viehzucht ab. Sie entstehen am evolutionären Übergang von der magischen zur mythischen Phase, in der sich die nunmehr größeren Gesellschaftsverbände über abstrakte Gottheiten und komplexere Herrschaftssysteme zu definieren beginnen.

Gänzlich andere Vorstellungen brachten die indogermanischen Kriegervölker in das hellenisch-europäische Kulturerbe ein. Für sie war der Krieg der natürliche Zustand des gesellschaftlichen Seins. Aus diesem Bewusstsein entwickelten sie eine hochmoralische Ethik des Krieges und schätzten seine, Eirene genannten, Unterbrechungen nicht als erstrebenswerten Zustand, sondern eher als unvermeidbare Pause eines edleren Treibens. Erst ab dem fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung erkennen griechische Autoren wie Platon, Aristophanes und Herodot den Frieden als eigenständigen Wert an. Mit Ausbildung der griechischen Stadtstaaten (Polis) taucht die Vorstellung von Frieden im Sinne des rechtlich-institutionellen Vertrages auf.

Friede, vertraglich geregelt

Diese Vorstellung übernimmt das imperiale Rom. Die einstige Fruchtbarkeitsgöttin Pax wird unter Kaiser Augustus gemeinsam mit der Siegesgöttin Victoria als Siegfrieden verehrt, während Mars, der einstige Gefährte von Pax, zum Kriegsgott im Sinne des griechischen Ares umgedeutet wird. Der endgültige Übergang vom magischen zum mythischen Weltbild und die Ausbildung der Institution Staat geht also Hand in Hand mit der Umdeutung der Friedensvorstellungen.

Davon sind auch die drei großen Religionen des Mittelmeerraums betroffen. Für Juden und Christen war der Begriff Shalom (Salam) ursprünglich ein Name Gottes, eines Gottes also, der Friede heißt, somit Friede IST. Mit der Institutionalisierung der Kirche wurde daraus schrittweise der Schöpfergott, der Friede GIBT, dieses Geben aber an Bedingungen bindet, die von Gottes irdischen Vertretern interpretiert werden.

Derselbe Vorgang lässt sich etwas zeitversetzt auch im Islam beobachten und ist keineswegs ein rein mediterranes Phänomen. Auch in China vollzieht sich mit dem Konfuzianismus eine strenge Moralisierung des ursprünglich energetischen Friedenskonzepts. Im Hinduismus stehen die

brahmanischen Deutungen der religiösen Normen für diesen Vorgang. Im Buddhismus vollzieht sich dasselbe mit der Ausbildung der verschiedenen Schulen des Mahayana und Zen, und selbst im schamanisch-rebellischen Tantra hinduistischer, buddhistischer und daoistischer Prägung lassen sich diese Institutionalierungsreflexe beobachten. Dasselbe gilt für Amerika, wo ein politisch institutionalisiertes Priestertum den energetisch orientierten Schamanismus ablöst und zu den berühmten Hochkulturen der Mayas, Azteken, Inkas und Chibchas weiter entwickelt, die dann ihrerseits implodieren oder der europäischen Invasion zum Opfer fallen. In Afrika erhalten sich dagegen zahlreiche energetische Welt- und Friedensbilder auch über die eigenen Staatsbildungen und die arabische sowie europäische Invasion hinaus. Sie leben dort unter der Oberfläche der weitgehend missglückten Institutionalierung von Staat und moralisch orientiertem Kirchtum islamischer und christlicher Prägung höchst sozialmächtig weiter.

Zum Selbstverständnis der Aufklärung gehört, den prärationalen Vorstellungen von Frieden und Gesellschaft auf rationaler Ebene zu begegnen. Wo das glückte, entwickelte sich eine neue Sprachregelung für überkommene Denkmuster. Bei Thomas Hobbes etwa, einem der wichtigsten Vordenker moderner Friedensordnungen, findet sich im Wesentlichen das Konzept des negativen Friedens wieder, der sich mit der Abwesenheit physischer Gewalt bescheidet, wie es schon die griechische Eirene tat. Für die Aufwertung des Friedens zum paktierten und ethischen Selbstwert im Sinne der römischen Pax steht Immanuel Kants berühmtes „Traktat über den ewigen Frieden“.

Die realistische und die idealistische Schule

Aus diesen beiden Ansätzen entwickelten sich später die „realistische“ und die „idealistische“ Schule der wissenschaftlichen Disziplin der „Internationalen Beziehungen“. Diese Disziplin verdankt ihr Entstehen dem Trauma des Ersten Weltkriegs. Im Rahmen der Pariser Friedensverhandlungen vereinbarten die Delegationen die Gründung von Zentren zur Erforschung des internationalen Systems, um Katastrophen dieses Ausmaßes künftig abzuwenden. Es überrascht nicht, dass es beiden Ansätzen der jungen Disziplin nicht gelang, das nachfolgende Desaster des Zweiten Weltkriegs zu verhindern. Sie beruhten auf institutionellen und moralischen Vorstellungen, die zur Ausbildung des inzwischen global gewordenen Kapitalismus mit seinen inhärenten Gewaltstrukturen geführt hatten. Die diesbezüglich kritischen Ansätze des Marxismus wurden damals aus ideologischen Gründen als unwissenschaftlich abgetan. Sie fanden erst lange nach dem Zweiten Weltkrieg über den Umweg des Strukturalismus Eingang in die wissenschaftliche Debatte außerhalb jener Welt, die von der Sowjetunion und dem Realsozialismus dominiert wurde.

Im europäischen Kontext markiert vor allem der Norweger Johan Galtung den Beginn einer neuen Debatte. Schon 1958 hatte der Wehrdienstverweigerer in Oslo sein erstes Institut für Friedensforschung PRIO gegründet, mit dem er sich von den Ansätzen der „Internationalen Beziehungen“ abgrenzte. Der Durchbruch gelang ihm 1972, als er mit dem Begriff der strukturellen Gewalt einen unwiderstehlichen Terminus in die Debatte um Krieg und Frieden einführte. Dieser post-marxistische Begriff verwarf die „realistische“ Vorstellung vom negativen Frieden vollständig und ging weit über die idealistischen Konzepte hinaus. Strukturelle Gewalt herrscht nach Galtung, wenn Individuen oder Gruppen aufgrund der politisch-ökonomischen Strukturen daran gehindert werden, das Potenzial ihrer geistigen und somatischen Fähigkeiten zu verwirklichen. Daraus leitete sich die Forderung nach einem positiven Frieden und ein paradigmatischer Umbruch in der Friedensforschung ab.

Fortschrittsdenken „aufheben“

Weniger Beachtung fand eine Tradition, die seit Jean Jacques Rousseau die Euphorie des aufgeklärten Fortschrittsdenkens über die materiellen Aspekte hinaus kritisierte. Ihr Bedenken galt vor allem der Definition von Kultur als emanzipatorisches menschliches Tun gegenüber einer als getrennt wahrgenommen Umwelt, wie dies für die Moderne konstituierend ist. Für die Friedensforschung bedeutend war dabei vor allem der Umstand, dass eine so definierte Kultur sich im Zuge der Moderne progressiv über die existierenden Kulturen anders organisierter Gesellschaften legte, was schwerlich als Frieden bezeichnet werden kann. Diese Sorge fand im späten zwanzigsten Jahrhundert ihren deutlichsten Ausdruck in der Philosophie der Postmoderne. Es entbrannte eine leidenschaftliche Debatte: Folgen alle nicht nach westlich-aufgeklärt-moralischen Vorstellungen organisierten Gesellschaften vormodernen, prärationalen und damit bloß rückständigen Denkmustern? Oder gibt es jenseits der Moderne eine transrational-spirituelle Organisations- und Denkebene, die modernes Denken nicht verwirft, sondern aufhebt? Aufhebung wird hier in einem dreifachen Sinne nicht als Überwindung, sondern als Bewahrung, Neutralisierung und Erhöhung des modernen Denkens verstanden.

Galtung vervollständigte zwanzig Jahre nach der strukturellen Gewalt sein Gewaltkonzept mit dem Begriff kulturelle Gewalt und definierte physische, strukturelle und kulturelle Gewalt als eine Einheit, deren einzelne Aspekte sich gegenseitig bedingen. Kulturelle Gewalt ist demnach jedes Denkkonzept, das strukturelle oder physische Gewalt legitimiert. Damit untermauerte Galtung seine pazifistische Kritik am westlich-kapitalistischen Fortschrittsdenken und forderte die Anerkennung alternativer, transrational-energetischer Konzepte als zumindest gleichberechtigt. Entscheidend ist, dass dabei der Konflikt nicht mehr als unmoralisches Gegenteil von Frieden gesehen, sondern als positives Zeichen gesellschaftlicher Energie anerkannt wird, die unter Anwendung gewaltfreier Mittel zur Transformation von Problemlagen gewonnen werden kann. Schlüsselbegriffe der Internationalen Politik wie Conflict Prevention, Peace Building, Peace Keeping oder gar Peace Enforcement ergeben unter diesen Prämissen keinerlei Sinn mehr, sondern konservieren und blockieren die potenziell positive Energie von Konflikten.

Interdisziplinäre Forschungsergebnisse bestärken diese Auffassung: Sie weisen nach, dass zumindest die Leitlinien der traditionellen Hochreligionen und Erkenntnisphilosophien wie Hinduismus, Buddhismus, Dao, christliche und islamische Mystik und etliche schamanische Traditionen zwar auf eine vormoderne und prärationale Geschichte zurück gehen, aber in ihrer Substanz auf transrationalen Einsichten und Erfahrungen einzelner herausragender Individuen beruhen – eine Haltung, die von den traditionellen Schulen des Realismus, des Idealismus und des Marxismus leidenschaftlich abgelehnt wird.

Moralische und energetische Friedensbegriffe stehen heute gleichwertig neben einander. In ihrer jeweiligen Reichweite sind sie beschränkt und universal nicht anwendbar. Sie sind auch nicht beliebig austauschbar. Friede und Konflikt haben immer mit den konkreten zwischenmenschlichen Zusammenhängen im Hier und Jetzt zu tun. Diese Zusammenhänge müssen zum Zweck der gewaltfreien Konflikttransformation definiert, analysiert und anerkannt werden. Über diese Anerkennung und in Verbindung mit der Gleichwertigkeit der beiden Friedensbegriffe kann die Energie des Konfliktes zu dessen „Aufhebung“, also Transformation, genutzt werden.

Wolfgang Dietrich

Direktor des Master of Arts-Programms in Frieden, Entwicklung, Sicherheit und Internationaler Konflikttransformation an der Universität Innsbruck.